GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Dekonstruktion und Rekonstruktion : Plädoyer für die Erforschung des Bekannten

Hirschauer, Stefan

1993

https://doi.org/10.25595/717

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hirschauer, Stefan: *Dekonstruktion und Rekonstruktion : Plädoyer für die Erforschung des Bekannten*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 11 (1993) Nr: 2, 55-67. DOI: https://doi.org/10.25595/717.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-1993-0207

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Stefan Hirschauer

Dekonstruktion und Rekonstruktion

Plädoyer für die Erforschung des Bekannten

Mit ihrem Essay »Gender Trouble« hat die US-amerikanische Philosophin Judith Butler eine Diskussion um Grundannahmen und Strategien des Feminismus angestoßen: die Unterscheidung zwischen sex und gender und die Identitätspolitik. Anliegen dieses Aufsatzes ist es, über die theoretischen Postulate Butlers hinaus auf die Notwendigkeit eines empirischen Forschungsprogramms hinzuweisen und dessen methodologische Probleme zu erörtern. Denn wenn die These von der sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit zu einem ähnlichen Glaubensartikel wird wie die von der fundamentalen Differenz der Geschlechter, würde die Frauenforschung eine Neuorientierung versäumen, die als reflexive Erweiterung des Feminismus verstanden werden kann.

Theoretische Reproduktion der Geschlechtskategorien

Zentrales Anliegen von Frauenforschung in den verschiedenen Disziplinen war und ist es, gegen die Unsichtbarkeit von Frauen »Geschlecht« zu einer soziologischen, historischen usw. Analysekategorie zu machen. Unthematisiert blieb dabei die Frage, wie Geschlecht denn überhaupt zu einer *sozialen* Kategorie wird, d.h. eine primäre *Sichtbarkeit* der Entitäten »Frau« und »Mann« erzeugt wird. Diese Fragestellung wurde seit den 60er Jahren in mikrosoziologischen Studien von Harold Garfinkel (1967), Susan Kessler und Wendy McKenna (1978) und Erving Goffman (1976, 1977) verfolgt und vor allem im angelsächsischen Sprachraum als Erforschung des »doing gender« (West/Zimmermann 1987, Devor 1989) fortgesetzt. Heute muß man sagen, daß damit ein Gutteil feministischer Grundlagenforschung außerhalb der Frauenforschung stattfand.

Innerhalb schien sich die Frage nach den Konstruktionsprozessen der Zweigeschlechtlichkeit nicht zu stellen, weil die primäre Sichtbarkeit von Frauen und Männern als Frage des »sex« ausgeklammert wurde. Die Frauenforschung verwendete die sex/gender-Unterscheidung als (professions-)politische Demarkationslinie gegen den Biologismus – genauso wie die Sexualpsychiatrie in der Hermaphroditen- und Transsexuellenforschung, die die Unterscheidung hervorgebracht hatte.

In den letzten 10 Jahren ist das Konzept des »sex«, die Vorstellung einer sozial untangierten körperlichen Dichotomie, durch Arbeiten in der Wissenschaftsforschung unterlaufen worden (z.B. Laqueur 1992, Martin 1992). In diesen Analysen geht es nicht mehr darum, »gender« als von »sex« unabhängig zu argumentieren, sondern umgekehrt die Konstruktion von »sex« als einer Tiefenstruktur von »gender« aufzuzeigen.

Auch diese Entwicklungen fanden überwiegend im angelsächsischen Sprachraum statt. Für die deutsche Frauenforschung konstatierten dagegen Carol Hagemann-White (1985) – nach ihrem eigenen Vorstoß einer Aneignung (1984) – und kürzlich Regine Gildemeister und Angelika Wetterer (1992) eine »Rezeptionssperre« gegen den konstruktivistischen Ansatz. Ihren Analysen seien nur noch zwei Aspekte hinzugefügt:

Der konstruktivistische Ansatz ist politisch sperrig, weil er – wie Sarah Matthews bereits 1983 darlegte – die Reifikation der Geschlechtskategorien hinterfragt, die die Frauenbewegung zu ihrer Selbstorganisation verwendet. Er *prozessualisiert* ein identitätspolitisches »Fundament«. Tieferliegend scheint mir darüber hinaus das Problem, daß der Ansatz zunächst gar nicht politikfähig scheint. Er konfrontiert die erlebte *Tatsächlichkeit* sozialer Realität – zumal die in Gewaltverhältnissen erlebte – mit ihrer großen *Kontingenz* und setzt die Rezipientin so einer Spannung zwischen Möglichem und Wirklichem aus, die größer ist als die zwischen Utopischem und Wirklichem, für deren Bewältigung es vertraute geschichtsphilosophische und politstrategische Überbrückungshilfen gibt. Die so erfahrungsferne These von der Konstruiertheit der Geschlechter führt daher (wie andere konstruktivistische Thesen auch) oft zu ontologischen und voluntaristischen Mißverständnissen: Sozial Konstruiertes sei »irreal« und individuellem Belieben anheimgestellt (vgl. Hirschauer 1992).

Damit hängt zusammen, daß die soziologische Forschung zur Geschlechtskonstruktion eine geringere Anschlußfähigkeit an Selbstdeutungen der eigenen Geschlechtszugehörigkeit hat als etwa sozialisationstheoretisches oder psychoanalytisches Wissen. Wo wir alltagstheoretisch annehmen, daß Personen »einfach so«, ohne ihr Zutun, Männer oder Frauen sind, lehren uns Entwicklungstheorien, daß wir so geworden sind, aber auch dann *sind* wir es schließlich. Nach der Kritik des Biologismus konnte die entwicklungstheoretisch begründete Verfaßtheit von Individuen im Feminismus zu einem impliziten Substitut für »Natur« werden.

Der prozessualisierte Geschlechtsbegriff des »doing gender« verweist dagegen auf eine fortlaufende Praxis der Herstellung sexuierter Individuen und sozialer Arrangements, die den (unbequemen) Gedanken der »Mittäterschaft« noch radikalisiert. Die »Strukturen« der Persönlichkeit und der Gesellschaft bestehen aus mikrosoziologischer Sicht in den Praktiken durchaus erwachsener Menschen, die sich in ihrem Alltagsleben kontinuierlich zu Frauen und Männern machen und machen lassen.

Die Unterbelichtung dieses Alltags wurde als Forschungsproblem innerhalb der Soziologie in den 70er Jahren aufgeworfen. Die Ethnomethodologen Don H. Zimmermann und Melvin Pollner (1976) kritisierten an ihrer Zunft Erklärungsstrategien, die naiv auf das Alltagswissen als Plausibilitätsressource zurückgreifen, anstatt es zum Gegenstand zu machen. Diese Verwechslung von »topic« und

»resource« beruht auf einem tiefsitzenden methodologischen Vorurteil, dem SoziologInnen anders als Anthropologie oder Geschichte Treibende leicht aufsitzen: daß sie die Gesellschaft, die sie beschreiben, kennen. Bezogen auf das Geschlechterverhältnis führt dieses Vorurteil zu einem immensen Mißverhältnis zwischen dem alltagspraktischen Wissen, wie Frauen und Männer zu unterscheiden, zu behandeln und zu betrachten sind, und dem empirischen und theoretischen Wissen über diese Prozesse. Wir wissen, wie es zu tun ist, aber nicht, wie wir es tun.

In der Frauenforschung ist der Rückgriff auf alltägliche Plausibilitätsressourcen ebenfalls festgestellt worden. Hagemann-White hielt den sozialisationstheoretischen Erklärungen des Geschlechtsunterschieds vor, daß sie diesem in einer »Logik des Gegners« die gerade erst bestrittene Faktizität implizit wieder verliehen (1984, S. 77), und Gildemeister/Wetterer (1992) haben kürzlich demonstriert, wie das Konzept des »Arbeitsvermögens« eine kulturelle Legitimationsstrategie für die Zuweisung von Frauen zu bestimmten Berufen naturalisiert und reifiziert. Ähnliches gilt für die »Gebärfähigkeit«, die nach wie vor als ein »guter Grund« für die Zuweisung von Hausarbeit an Frauen gesellschaftlich funktioniert und zugleich zu ihrer »Erklärung« herangezogen wird.

Das Problem ist nicht allein der Rückgriff auf »falsche«, will meinen: ideologisch belastete Ressourcen, sondern die Geste der Erklärung, die große Frage nach dem »Warum« selbst. Die soziale Ungleichheit zwischen Männern und Frauen ist *nicht* erklärungsbedürftig. Die kritisch gemeinte Frage nach ihrer Ursache teilt mit der ideologischen Frage nach ihrer natürlichen Legitimität die Tendenz, geschmeidig in das zurückzulaufen, was wir ohnehin schon über Frauen und Männer zu wissen meinen: Sie sind in ihrer biologischen Konstitution, ihrer psychischen Grundausstattung und ihren sozialen Kompetenzen grundverschieden. So verschließt die Frage nach der »Ur-Sache« die »Sache« vor einer Analyse, die eigentlich zu untersuchen wäre: die *Konstitution* der Geschlechter als asymmetrischer sozialer Kategorien. Die konstitutionstheoretischen Fragen des »Wie« und »Woher« gelten einer selbsttragenden Konstruktion, die mit selbstexplikativen Beschreibungen aufzudecken ist.

Theoretische Dekonstruktion

In Auseinandersetzung mit dem Poststrukturalismus hat Judith Butler (1990, dt.: 1991) eine diskurstheoretische Dekonstruktion der Geschlechterontologie vorgelegt, die auf zwei Vorschläge hinausläuft: eine performative Theorie von Geschlechterakten und eine Politik der internen Subversion der Geschlechterdichotomie durch »wiederholende« parodistische Praktiken, die die Geschlechtskategorien denaturalisieren und ihren Sinn aushöhlen. Im Gegensatz zu der von ihr kritisierten »fundamentalistischen Identitätspolitik« könnte man von einer »homöopathischen» Befreiungstheorie sprechen.

Butler bietet theoretisch wie strategisch eine Fülle von Anstößen, die hier nicht alle erörtert werden können. Ich möchte nur zwei Probleme benennen, die den Impetus ihres Buches leer laufen lassen können: Zum einen kann die anti-essentialistische Rhetorik Butlers leicht in einem bloßen Postulat versanden, weil sie ebenfalls die Einlösung und Vorwegnahme ihres Programms einer Theorie der

Geschlechterakte in empirischer Forschung nicht zur Kenntnis nimmt. Zum anderen unterschätzt Butler die Spielräume »im System« und überschätzt diejenigen von sexuellen Minoritäten – hier durchaus »romantischer« als der von ihr kritisierte Foucault.

Beide Probleme finden sich in Butlers Feststellung, daß die Konstruiertheit der Geschlechter nicht ihre Scheinhaftigkeit oder Irrealität bedeutet. Vielmehr hätten bestimmte Formen der Geschlechtsidentität die Stelle des Wirklichen eingenommen und festigten durch ihre Selbstnaturalisierung ihre Hegemonie (1991, S. 60). Butler wendet sich zwar gegen die Wittigsche Vorstellung, die Homosexualität stehe radikal außerhalb der Heterosexualität, aber sie fragt nicht danach, *wie* sie denn *in* ihr existiert. Foucaults Antwort hierauf (1977) ähnelte der Beauvoirschen Kennzeichnung der Frauen als das »markierte« Geschlecht: Es ist die Homosexualität, die in einer radikalen Positivität existiert; gerade das »Unnatürliche« wird seit dem 19. Jahrhundert bis zum Exzeß »verwirklicht«: in Forschungen über Knochen, Gebisse, Gonaden und (neuerdings) Hirne und in Selbsterforschungen von »prekären Identitäten«. Auf diese Weise und in diesem Maße existiert die Heterosexualität *nicht*. Welche Personen und welche Beziehungen würden sich schon so bezeichnen?

Gegen Butlers Zuschreibung der »Inkohärenz der (sexuierten) Attribute« an Schwule und Lesben und für Foucaults diesbezügliche Skepsis spricht die seit Durkheim formulierte soziologische Einsicht in die Produziertheit sozialer Unordnung. Anomalien haben ihre eigenen Kohärenzen, Zwangsordnungen und kulturellen Funktionen. Ja, die Sozio-Logik von Dichotomisierungen legt nahe: Je zwanghafter die »Anordnung von Attributen« in einer dichotomen Weise, desto mehr Anomalien werden produziert; und umgekehrt: je flexibler die Geschlechtskategorien, desto weniger irritabel ist die Zweigeschlechtlichkeit. Gemessen an der Geschlechtscharakter-Metaphysik des 19. Jahrhunderts, die ein lebendiges »Drittes Geschlecht« kannte, sind die heutigen Geschlechtskategorien in ihren sexuellen Konnotationen stark »abgemagert« und insofern stabiler. Solche Beobachtungen lassen sich allerdings nicht mit politischen Deklarationen machen – wie der Wittigs: Lesben seien keine Frauen –, sondern nur durch eine empirische Forschung, z.B. darüber, wie sich Lesben denn begriffen, begreifen und haben begreifen lassen müssen (z.B. Newton 1984).

Das zweite Problem ist, daß Butler im Gegensatz zu ihrer Bemerkung, »konstruiert« heiße nicht scheinhaft, eine Irrealisierungsrhetorik (»Fiktion«, »Kopie ohne Original« ...) entfaltet, die sich, in einer anti-realistischen Haltung befangen, immer noch am Biologismus abarbeitet, anstatt zu fragen, *wie* denn die Geschlechter *sozial-wirklich* existieren.[1]

Für die Beantwortung dieser Frage fehlt es der Diskurstheorie an konzeptuellem Rüstzeug. Einerseits bleiben Butlers Auskünfte hier dunkel oder tautologisch: Der Mechanismus der kulturellen Reproduktion von Identitäten sei die »Wiederholung« (1991, S. 59), der substantivische Effekt der Geschlechtsidentität werde durch »Regulierungsverfahren« der Geschlechtskohärenz performativ hergestellt (1991, S. 49). Andererseits lesen sich Butlers programmatische Aussagen z.T. wie ein spätes Echo auf die mikrosoziologischen Thesen der 70er Jahre: »... den substantivierenden Schein der Geschlechtsidentität in die konstitutiven Akte de-

konstruieren« (1991, S. 60) – »Members' practices alone produce the observable-tellable normal sexuality of persons, and do so only, entirely, exclusively in actual, singular, particular occassions through actual witnessed displays of common talk and conduct« (Garfinkel 1967, S. 181). »Hinter den Äußerungen der Geschlechtsidentität liegt keine geschlechtlich bestimmte Identität« (Butler 1991, S. 49). – »There is no gender identiy. There is only a schedule for the portrayal of gender« (Goffman 1976, S. 8).

Verglichen mit den bereits damals gewonnenen sozialtheoretischen Vorstellungen, weist Butlers (implizite) Soziologie vor allem zwei Mängel auf: Sie endet bei einem top-down-Modell der Gesellschaft, in das wie in die Rollentheorie der 60er Jahre »Normen« eingeführt werden, deren Konstitution dunkel bleibt, deren ständige »Wiederholung« aber das »System« ausmachen soll. Dieses Modell unterschätzt beharrlich die Flexibilität und überschätzt die Rigidität und Identität »der Gesellschaft«. Die leiblichen Stile sind nicht bloß eine »Sedimentierung« von »Geschlechter-Normen« (Butler 1991, S. 206), sondern Geschlechterakte sind selbst stilbildende Aktivitäten, deren nichtkopierender Charakter nicht einfach ein »Mißlingen« ist, sondern den sich alltäglich abschleifenden Sinn der Geschlechterunterscheidung erneuert. Butler schreibt der Befreiung von einer zu statisch gedachten Zweigeschlechtlichkeit zu, was zu deren modus vivendi gehört.

Der zweite Mangel ist der Logozentrismus der Butlerschen Diskurstheorie. Subjekte sind für Butler »Effekte eines regelgebundenen Diskurses ..., der sich in die durchgängigen mundanen Bezeichnungsakte des sprachlichen Lebens einschreibt« (1991, S. 212). In einer Fußnote merkt sie an, daß »der Diskurs« auch Vergewaltigungen berücksichtigen müsse (S. 234), so daß sich als die Formen, in denen »die Kategorie Geschlecht in Aktion« ist, eine disparate Liste aus Schreiben, Sprechen und Vergewaltigen bietet.

Die theoretische Reduktion auf Sprachliches ist der Preis, den die »Genealogie der Geschlechterontologie« für eine gelungene Distanzierung von der Alltagserfahrung zahlt. Nur: Sie wird auch dann nicht zum Thema gemacht: topic lost. Eine bloße Debatte über ontologische Bekenntnisse – Essentialismus versus Konstruktivismus – klärt nicht ihre gesellschaftlichen Voraussetzungen: jene Prozesse, die die Geschlechter konstruieren und essentialisieren. Sie sind *empirisch* in den Blick zu nehmen.

Empirische Rekonstruktion und ihre Probleme

Charakteristisch für *empirische Rekonstruktionen* der Geschlechterontologie sind Kombinationen aus empirischer Nähe und theoretischer Distanz. Historische Studien können die *Genese* heutiger Selbstverständlichkeiten rekonstruieren, indem sie sich erlebnismäßig auf andere (vergangene) Selbstverständlichkeiten einlassen (Duden 1991). Bei soziologischen Analysen der *Konstitution* von Geschlechtsevidenzen ist die Distanzierung schwieriger. Sie wird zumeist durch einen erhöhten begrifflichen Aufwand und durch die Wahl des Forschungsgegenstandes (besonders: der Geschlechtswechsel) erzeugt. Im folgenden soll an zwei Beispielen gezeigt werden, wie bei der empirischen Rekonstruktion von Alltagsevidenzen

Probleme der Reontologisierung auftauchen können, die nach einer auch methodologischen Distanzierung verlangen, die der empirischen Nähe gewissermaßen »standhält«.

Die Geschlechtszugehörigkeit von Personen ist eine Qualität, die nur durch die Sexuierung vieler kultureller Objekte aufrechtzuerhalten ist: Kleidungsstücke, Gesten, Tätigkeiten usw. Regine Gildemeister und Angelika Wetterer haben kürzlich eine Analyse der Sexuierung von *Berufen* angeregt. Sie zeigen anhand des historischen Geschlechtswechsels von Berufen, wie Tätigkeiten durch den selektiven Anschluß an homologe Merkmale von Frauen und Männern beliebig sexuiert werden können. Wenn die Autorinnen postulieren, die Sexuierung erfasse nun auch tatsächlich alle Tätigkeitsbereiche, es gebe nur männlich und weiblich geprägte Berufe und es sei unmöglich, sich nicht in irgendeiner Form auf Geschlecht zu beziehen, so wird allerdings in der Theorie die dichotome Optik wiederholt, die sie zuvor als kulturelles Obstakel kritisierten: als eine Art »incorrible proposition«, wie es in der Ethnomethodologie heißt (Mehan/Wood 1976).

Natürlich lassen sich alle Berufe als irgendwie sexuiert kennzeichnen. Aber dies ist nicht allein eine Frage des empirischen »Nachweises«, sondern auch eine der konzeptuellen »Chancen« für nicht-sexuierte Berufe. »Nicht-codifizierte oder gewissermaßen androgyne« Berufe (Gildemeister/Wetterer 1992, 227) sind nicht dasselbe. Die Zuschreibung von »Androgynie« ist wie die von körperlicher Zwischengeschlechtlichkeit an die Weiterverwendung der Geschlechterunterscheidung gebunden: Das Zwischengeschlechtliche ist nicht eine Denkmöglichkeit gegen die Geschlechterdichotomie, sondern eine Denknotwendigkeit auf ihrer Basis.[2]

Nicht-sexuierte Berufe apriorisch auszuschließen, totalisiert dagegen die Relevanz der Geschlechtszugehörigkeit im gesellschaftlichen Getriebe. Margrit Eichler bezeichnet den infiniten Regreß der Sexuierung, der sich häufig in der Frauenforschung findet, als einen »Double Standard«, einen von vier Formen des Sexismus in der Forschung (1988, S. 119 ff.). Das Programm, Sexuierungsprozesse zu untersuchen, kann nicht eingelöst werden, wenn wir konzeptuell nur in der Lage sind, eine zweigeschlechtliche Welt zu sehen. Die methodologische Konsequenz ist, einen selbstbegrenzenden Einsatz des Geschlechterschemas zu praktizieren, der nicht einfach die Soziologin, sondern soweit als möglich den »Gegenstand« (d.h. konkret: Ausübende eines Berufes, Werbeprospekte für ihn usw.) entscheiden läßt, ob und inwieweit er geschlechtlich codiert ist.

Ein weiteres Forschungsthema hat Gesa Lindemann aufgegriffen: die Gefühle und leiblichen Empfindungen, an denen sich die Wirklichkeit der Zweigeschlechtlichkeit so unmittelbar einzustellen scheint. Lindemann vertritt eine vollständigere Soziologisierung des Körpers und der Affekte in der Geschlechtskonstruktion, als es die Mikrosoziologie bisher unternahm, da das vielsinnige Miterleben des praktischen Vollzugs der Geschlechtskonstruktion in einer gleichsam »inwendigen Öffentlichkeit« diesen Vollzug stabilisiert und mitermöglicht. Forschungen über Emotionen in der Geschlechtskonstruktion könnten eine Reihe von Themen behandeln: z.B. die Darstellung und Einklagung bestimmter Gefühle für die Konventionen der »Liebe«, die Frauen zugemutete Emotionalität und Gefühlsarbeit, die gewöhnliche Geschlechtseuphorie, also den Stolz auf die eigene Geschlechtszugehörigkeit, und schließlich Fragen nach der sozialen Konstruktion leiblicher

Empfindungen: wie etwa die Erogenität von Leibeszonen durch die Dichotomisierung der Leiber bestimmt wird; oder wie die Unterscheidung von Frauen und Männern sich im Verhältnis zu ihrem Körper niederschlägt.

Die Frage, die ich hier diskutieren will, ist, wie solche Untersuchungen vorgehen könnten. Ein Beispiel: daß sexuelle Interessen in der Geschlechtswahrnehmung präsent sind, weil sexuelle Vorlieben auf eine Unterscheidung von Männern und Frauen drängen, ist ein Gedanke, den in den 40er Jahren der Psychoanalytiker Flügel äußerte. Lindemann versucht nun an der Schilderung eines Informanten die Beteiligung sexueller Affekte im Vollzug der Geschlechtswahrnehmung aufzuzeigen:

»Norbert« beschreibt die Begegnung mit »Uli«, einer transsexuellen Frau (also einem gebürtigen Mann), und seine spontane Realisierung, daß sie transsexuell sei. Lindemann analysiert diese Wahrnehmungsbeschreibung so, daß der Betrachter an der äußeren Erscheinung das Frau-Sein und am Blickkontakt das (ehemalige) Mann-Sein feststellte: Ulis visuelle Erscheinung sei »weiblich« gewesen. Norbert: »ich kann nur sagen, wie sich der Unterschied beim Blickkontakt mit Männern und Frauen anfühlt, es ist einfach eine Sache der sexuellen Attraktion. Einer Frau in die Augen zu sehen, macht etwas anderes mit mir, als einem Mann in die Augen zu sehen.« Da Norbert sich selbst als heterosexuell bezeichnet, folgert die Soziologin: »weil Norbert keine sexuelle Attraktion spürt, handelt es sich bei Uli (für Norbert, S.H.) nicht um eine Frau« (ibid., S. 342).

Man könnte die Szene (deren Komplexität ich hier verkürzt darstelle) anders interpretieren: Z.B. daß nicht der Blickkontakt, sondern die Proxemik der Begegnung für die Geschlechtsattribution ausschlaggebend war; oder daß der Blick Ulis als ein reflexiver Kommentar der Darstellung nicht ein Begehrensmoment in den Blickkontakt trägt, sondern eine Unsicherheit über die eigene Wirkung »als Frau«. – Die methodische Frage, um die es mir hier jedoch geht, ist die Form der Lektüre dieses sprachlichen Materials.

Lindemanns Lektüre nimmt die Schilderung als direkte Erlebnisspiegelung, so wie wir auch im Alltag in der Entzifferung nonverbalen »Ausdrucks« eine »doctrin of natural expression« (Goffman 1979) zugrunde legen. Dagegen spricht die von Kessler/McKenna vor allem an der kindlichen Geschlechtswahrnehmung demonstrierte Diskrepanz zwischen der (präreflexiven) Durchführung und der (rationalisierten) Begründung von Geschlechtsattributionen (1978, S. 81 ff.). Wenn wir Norberts Schilderung daher einmal als (diskursive) Praxis der Repräsentation von Gefühlen betrachten, stoßen wir auf einige interessante Aspekte: Der Sprecher rekonstruiert über die Feststellung einer »unzweifelhaften« äußeren Weiblichkeit Ulis die »einfache spontane Evidenz« unserer Geschlechtswahrnehmung, von der Uli nur in einem besonderen Merkmal eine »Ausnahme« sei.[3] Ferner stellt er sich selbst als »wirklichen Mann« dar, indem er für sich die »Sache der sexuellen Attraktion« den Frauen zuschreibt. Und schließlich, den Kreis schließend, setzt er die implizite Dichotomisierung der »Attraktion« für die Bestätigung der spontanen dichotomen Geschlechtswahrnehmung ein.

Wenn man diese Konstruktionen mit einer phänomenologischen Erlebnisanalyse unhinterfragt in die Theorie übernimmt, muß man zu der Annahme kommen, daß das Begehren – selbst noch als eine bloß »vage Möglichkeit« (Lindemann

1992, S. 343) – wie ein Kippschalter zwischen Männern und Frauen unterscheidet. Der Versuch eines unmittelbaren Nachweises der Sexualisierung der Geschlechtswahrnehmung würde zur Rekonstruktion der Geschlechtskategorien also auf eine Reifikation der Kategorien sexueller Orientierung zurückgreifen, wie sie selbst in der positivistischen Sexualforschung eines Kinsey in Frage gestellt wurde. Methodisch geht es nicht darum, sich »mißtrauisch« gegen die Authentizität von emotionalen Äußerungen zu verhalten, sondern darum, daß eine Soziologisierung von Affekten berücksichtigen muß, daß auch Äußerungen authentischer Gefühle sich kultureller Codes bedienen, die Personen das wirkliche Erleben dieser Gefühle ermöglichen.

Wenn man dagegen zur soziologischen Rekonstruktion unserer Intuition, daß sich Blickkontakte mit Männern und Frauen ganz verschieden anfühlen können, oder unserer Evidenzen, daß uns ein bestimmter Körper zeitlebens begleitet, an einem unvermittelten »Spüren des Leibes« ansetzen will, beschreibt man nicht mehr Konstruktionsprozesse, sondern nimmt seine zu analysierenden Effekte als bare Münze eines Geschlechtsfundaments. Anders gesagt: Wenn man eine soziale Konstruktion der Leiberfahrung theoretisch postuliert, in der empirischen Analyse Leiberfahrungen aber unmittelbar aus ihren Darstellungen und Interpretationen »abliest«, wird der Körper via Methode wieder zu einem außersozialen Phänomen. Es kommt zu einer Reontologisierung der Geschlechtskategorien in selbstevidenten »Empfindungen«.

Zur Vermeidung dieser Problematik, die etwa dem »going native« in der Kulturanthropologie entspricht, muß die soziologische Rekonstruktion von Alltagsevidenzen analytische Trennungen in der Logik der Forschung aufrechterhalten, die bereits in einer Reihe von Studien angelegt sind: Die Geschlechtseigenarten werden als eine Kompetenz aufgefaßt, mit Hilfe eines rituellen Idioms Erwartungen an ein »Geschlechtswesen« zu entsprechen (Goffman 1976); die Selbstverständlichkeit des Geschlecht-Seins wird als die Selbstvergessenheit ermöglichende Routinisierung ihres Tuns rekonstruiert (Garfinkel 1967): Die »Natürlichkeit des Ausdrucks« und die »Offensichtlichkeit» der Wahrnehmung wird als kunstvolle, kollaborative Praxis von Interaktionspartnern rekonstruiert (Hirschauer 1989); und das in der Vermeidung von Hausarbeit aufscheinende »Wesen« von Männern wird als Essentialisierungspraxis erkennbar, die Männlichkeit durch die systematische Pflege kleiner praktischer Idiotien erzeugt (Fenstermaker/West/Zimmermann 1991).

Die Rekonstruktionen der Alltagserfahrung verfahren hier implizit in drei logischen Schritten, die die theoretisch unterstellte Kontingenz der Geschlechterwirklichkeit und ihre erlebte Tatsächlichkeit verknüpfen:

1. Die spontanen Evidenzen werden aufgegriffen (zum »topic« gemacht) und im Sinne der phänomenologischen Epoché »eingeklammert«, d.h. kontingent gesetzt.
2. Sie werden einer *Prozeß*analyse unterzogen, die den Modus und die Mechanismen ihre Konstitution aufzeigt.
3. Ihre Tatsächlichkeit wird als Effekt einer bewerkstelligten Kompaktheit rekonstruiert.

Diese Kompaktheit wird vor allem durch zwei Momente erzeugt: zum einen durch die massive Redundanz und die Vernetzungen von Praktiken der Geschlechtskonstruktion; zum anderen durch die Verkennungsmechanismen, mit denen jede konstruktive Praxis sich selbst verbirgt. Ein solcher Verkennungsmechanismus ist für die Ebene wissenschaftlicher Diskurse ausführlich beschrieben: die Naturalisierung des Sozialen in analogischen Begründungsfiguren (z.B. Hausen 1976, Honnegger 1991, Laqueur 1992). Dies ist jedoch nur eine sehr oberflächliche Schicht von Sozialität, unterhalb derer interaktive Kollaborationen, Routinisierungen und Verkörperungen eine Praxis als kontingente Praxis unkenntlich machen. Es ist eine Schicht, die überhaupt erst auf dem Hintergrund einer historischen Problematisierung lebensweltlich selbstevidenter Geschlechterunterscheidung entstehen konnte. Ohne diese Brüchigkeit wäre es kaum zu einer empirischen Erforschung der Geschlechtskonstruktion gekommen.

Modi asymmetrischer Geschlechterunterscheidung und trans-sexuelle Politik

Empirische Forschungen zur Geschlechterunterscheidung sind auch deshalb ein Desiderat, weil in diesen Akten die Asymmetrie der Geschlechter gesetzt wird. Goffman zeigte, daß »Genderisms« auch Sexismen sind, Kessler/McKenna versuchten, ein androzentrisches Schema der Geschlechtswahrnehmung aufzuzeigen, und Gildemeister/Wetterer demonstrierten, wie die Sexuierung von Berufen auch die Geschlechterhierarchie reproduziert.

Wenn die Verbindung von Machtanalysen mit Analysen der Geschlechtskonstruktion empirisch fruchtbar werden soll, setzt dies allerdings die Zurückweisung monistischer Machtkonzeptionen voraus. Judith Butlers Aufgeben der Idee einer »grundlegenden Struktur« der Asymmetrie vollzieht hier eine ähnliche Absage an »die Erklärung« wie die Ethnomethodologie. Wenn man sich agnostisch gegenüber der Frage verhält, ob Frauen nun »an sich« das markierte, das unmarkierte oder gar nicht repräsentierbare Geschlecht sind, eröffnet dies die Möglichkeit, nach pluralen Modi asymmetrischer Geschlechterunterscheidung zu suchen. Repressionstheoretische Vorstellungen von Männerdominanz machen eine implizite Annahme über die Geschlechterunterscheidung: Sie sei eine der Frau vom Mann: als Partikulares von einem Sich-universell-Setzenden. Ihre stärkste Plausibilität hat diese Figur für Männerdomänen, in denen Stigmatisierungen die minoritären Frauen als »besonderes« Geschlecht vom lokal normalen Mann-Sein abgrenzen. Das gilt für entscheidende gesellschaftliche Bereiche und vor allem für viele wissenschaftliche Diskurse, die mit geschlechtsindifferenten Ausführungen bei androzentrischen Konzepten und der stillen Referenz auf den Lebensalltag von Männern Frauen »zum Verschwinden« bringen. Für den Alltag der Geschlechterbeziehungen ist die Vorstellung einer monologischen Konstruktion der Asymmetrie jedoch unzureichend. Hier sind neben Formen weiblicher Kollaboration und aktiver Subordination auch dialogische Modi der Konstruktion zu finden.

Einige der Probleme, die mit der Universalisierung eines Dominanzmusters entstehen, sind bereits thematisiert worden: Die Figur, daß Frauen nicht defizitär,

sondern anders seien, übernimmt von den Diskriminierungsakten noch die Unterstellung, daß sie untereinander gleich seien (Thürmer-Rohr 1984, S. 82), d.h., sie berücksichtigt zu wenig, daß Diskriminierungen auch Diskriminierungen *zur* Frau sind: sie negieren die Individualität und nicht das Frau-Sein, im Gegenteil: dieses wird durch eine egalisierende »Klassifizierung« positiv hervorgebracht.

Diesen Vorgang kann man nun differenztheoretisch betrachten: Man könnte im Sinne Irigarays analysieren, daß auch »das Andere« noch eine Konstruktion »Desselben« ist, die über die Absenz des (wahrhaft) Anderen hinwegtäuscht. Dem ist zu entgegnen, daß die Konstruktion eines »Anderen«, die in der Selbstsuche nach dem wahrhaft Anderen affirmiert wird, darüber »hinwegtäuschen« könnte, daß schon in einer egalisierenden Klassifizierungspraxis die meisten Diskriminierungen gesetzt sind. Wenn männliche Dominanz ausschließlich in Termini der Negation »der Frau« gedacht wird, wiederholt sich der Androzentrismus in der Theorie: »die Frau« ist ein androzentrisches Konstrukt. Sie macht mehr Sinn aus der Perspektive von Männern als aus der von Frauen. Die Klassifizierung zu »Frauen« treibt mit der Geste der Negation in eine geschlechtsaffirmative Politik, in der eine weibliche Identität als politischer Reflex auf die Anreize zur Selbstreifikation errichtet wird. Die Crux einer repressionstheoretisch konzipierten Identitätspolitik könnte man daher so formulieren: In dem Maße, wie Männer Frauen als Frauen »einen«, können sich Frauen als Frauen nicht »einen«.

Eine zweite Reifikation, die die »Differenz-versus-Defizit«-Figur übernimmt, ist die Annahme, daß die Kultur von einer unitären Männlichkeit beherrscht wird. Der Singular des Mannes ist aber ebenso eine soziale Konstruktion, von der bereits vieles abgeschieden ist. Schon die Identität, gegen die die »Differenz« behauptet wird, ist eine Fiktion, unter der sich die Entfaltung einer Hegemonie bestimmter Typen von Männlichkeit verbirgt (Connell 1987). Unter dieser Perspektive lohnt es auch, nach Dominanzmustern zu fahnden, in denen eine Besonderung des *Mann*-Seins gegenüber Frauen, Kindern und »unrichtigen« Männern stattfindet, die weder Frauen negieren noch sie positiv als Klasse konstituieren, sondern eher dem Bourdieuschen Muster der *Distinktion* folgen (Bourdieu 1987): eine andere Form der Unterscheidung, als es *Diskriminierungen, Stigmatisierungen* oder *Segregationen* sind.

Diese hier nur tentativ vorgeschlagenen Modi einer asymmetrischen Geschlechterunterscheidung verschwinden in feministischen Theorien allzuleicht unter der Maxime, es handle sich nur um logische Derivate desselben »Prinzips«. Im Gegensatz dazu sollten sie als empirisch unterscheidbare Taktiken verstanden werden, die sich mit verschiedenen theoretischen Machtkonzeptionen verbinden lassen: Listen der Macht.

An solche Forschungen anknüpfend, ließen sich auch strategische Fragen auf neuen Grundlagen erörtern. Butlers Vorschlag, innerhalb einer Vielfalt von Strategien »Wiederholungen« des Etablierten zu inszenieren, entspricht einer *transsexuellen* Taktik, die im Zugriff auf die kulturellen Ressourcen der »anderen Seite« eine Resignifizierung des Zugreifenden bewirkt. Diese Grenzüberschreitungen müssen zwangsläufig zu einer transsexuellen Verwischung der Grenzen führen. Diese ist längst Realität in der »normalen« Geschlechtsmigration der letzten Jahrzehnte. In ihr haben vor allem Frauen begonnen, den Platz ihres sozialen Ge-

schlechts zu verlassen. Sie haben dabei vielleicht weniger eine Rehabilitierung des »Weiblichen« (d.h. der Frauen zugeschriebenen Eigenarten) in Gang gesetzt, als eine Innovation der Männlichkeit, der im Vollzug durch Frauen in vieler Augen wieder einige sympathische Qualitäten zuwuchsen. Wenn Frauen Offiziere, Philosophen, Regierungschefs und gewalttätig werden und Männer Hausfrauen, Krankenschwestern und magersüchtig – so lassen sich diese Verschiebungen natürlich immer noch in Termini einer rekonstruierten Geschlechterdifferenz beschreiben. Aber der Differenzfeminismus ist einfach eine schlechte emotionale Vorbereitung auf die sich abzeichnende Möglichkeit, daß Frauen die besseren Männer sein könnten. Die Reessentialisierung von Geschlechtseigenarten (besonders im französischen und italienischen Feminismus) wirken wie prophylaktische Zurückweisungen der umgekehrten Ersetzbarkeitskränkung: daß sich Männer auch als ganz brauchbare »Frauen« erweisen könnten.

In beiden Bewegungen kann der Zugriff auf die beruflichen, habituellen, gestischen und emotionalen Repertoires, mit denen sich das andere Geschlecht konstituiert, die Grenze zwischen den Geschlechtern nicht unverändert lassen. Die Repertoires werden durch ihren »Mißbrauch« transformiert und auch desexuiert.

Diese zögernden Bewegungen im Sinne einer Politik weiterzudenken wäre ein Schritt heraus aus jenem Paradox der Reproduktion der bekämpften Geschlechterunterscheidung, das für feministische Politik konstitutiv ist. Eine *trans-sexuelle* statt einer geschlechtsaffirmativen Politik könnte neue Themen aufnehmen und Problemstellungen eröffnen: darunter die Möglichkeit, ohne ein Geschlecht zu sprechen, zu denken und zu handeln; und die Chance, »das Geschlechterverhältnis« nicht allein heterosozial zu verstehen: Ein intellektuelles und politisches Unternehmen, das an der Kritik der Geschlechterbeziehungen interessiert ist, sollte alle sozialen Beziehungen im Blick haben, die sich über die Geschlechtszugehörigkeit ihrer »Enden« definieren und sich auf entsprechende Spaltungen, Projektionen und soziale Zumutungen stützen.

Ein Kampf gegen die soziale Ungleichheit der Geschlechter, der verleugnet, daß sie durch diese Ungleichheit auch hervorgebracht werden, versucht dagegen, beim Waschen des eigenen Pelzes trocken zu bleiben. Er enthält eine Ambivalenz, die sich im Konservatismus vieler Frauen in bezug auf ihre Emanzipation widerspiegelt: Auf dem Hintergrund der ganz alltäglichen, mit normaler Gesellschaftszugehörigkeit verbundenen Anforderungen, die Zweigeschlechtlichkeit sozial zu reproduzieren, sind identitätspolitische Emanzipationsansprüche mit einem gewaltigen Double-bind verbunden: »Ändere Dein Leben von Grund auf, aber bleib auf jeden Fall eine Frau!«

Mit der eingangs dieses Aufsatzes dargestellten »Rezeptionssperre« unterstützt die Frauenforschung dieses Paradox mit einem Defizit an Reflexivität. Die Erforschung der Mechanismen der sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit ist eine reflexive Erweiterung des Feminismus. Denn mit der Geschlechterunterscheidung wird die Bedingung der Möglichkeit der Benachteiligung von Frauen hergestellt, die Bedingung der Möglichkeit einer sozialen Bewegung, die entgegen anderen »Gesellungsbereitschaften« Menschen in ihrer Geschlechtszugehörigkeit aktivierte, und schließlich die Bedingung der Möglichkeit einer »Frauenforschung« selbst, deren Gegenstand in einer mundanen Praxis konstituiert

wird, die Geschlechtszugehörigkeit als ein Organisationsprinzip verwendet und aufbaut.

Eine solche reflexive Erweiterung ändert nichts am Desiderat, der Unsichtbarmachung von Frauen in der Wissenschaft entgegenzuarbeiten. Die Frauenforschung hat dafür, wie Carol Hagemann-White (1988, S. 11) darlegte, aus einem spezifischen Wissenstypus geschöpft: aus dem, was Frauen schon lange kollektiv, aber unautorisiert – gewissermaßen »ohne Stimme« – über die Geschlechterbeziehungen gewußt haben. Dieses Vertrautheitswissen aus der Betroffenheit der Alltagserfahrung heraus ist aber seinerseits begrenzt. Es bedarf heute der Ergänzung durch eine distanzierte Beobachtung von »Frauen« und »Männern« als merkwürdiger Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens.

Anmerkungen

1 Ein anderes Beispiel: In ihrer Schilderung der androzentrisch verfahrenden Forschungen des Genetikers Page entgeht Butler der Modus des Selbstverständlichen, mit dem Page auch noch im Fall von Hermaphroditen auf die Genitalien als Geschlechtsbestimmungskriterien rekurriert. Sie behauptet am Ende gegen ihre eigene Darstellung, Page *bezeichne* die Genitalien als solche (164). Eben dies tut er »bezeichnenderweise« *nicht*.

2 Ein schönes Beispiel dafür, wie ein dichotomisierender Denkstil viele Mischphänomene »entdecken« muß, ist der Sexualwissenschaftler Hans-Magnus Hirschfeld, der auf diese Weise zu einigen Millionen »Geschlechtern« fand (s. Hirschauer 1993, 84).

3 Ich unterstelle dies hier dem Informanten. Es kann auch sein, daß die Soziologin Ulis Erscheinung »eindeutige Weiblichkeit« zuschrieb.

Literatur

Beauvoir, Simone de (1951): *Das andere Geschlecht.* Reinbek bei Hamburg.

Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt/M.

Butler, Judith (1990): *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity.* New York. Dt. 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.

Connell, Robert (1987): *Gender and Power.* Cambridge.

Devor, Holby (1989): *Gender Blending. Confronting the Limits of Duality.* Indiana.

Duden, Barbara (1991): Geschlecht, Biologie, Körpergeschichte. Bemerkungen zu neuer Literatur in der Körpergeschichte. In: *Feministische Studien*, Jg. 10, H. 2, S. 105–122.

Eichler, Margrit (1988): *Nonsexist Research Methods. A Practical Guide.* Boston.

Fenstermaker, Sarah/West, Candan/Zimermann, Don H. (1991): Gender Inequality. New Conceptual Terrain. In: Blumberg, R. L. (Hrsg.): *Gender, Family and Economy.* London.

Foucault, Michael (1977): *Sexualität und Wahrheit – Der Wille zum Wissen.* Frankfurt/M.

Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology.* Englewood Cliffs.

Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Wetterer, A./Knapp, G.-A. (Hrsg.): *Traditionen – Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie.* Freiburg.

Goffman, Erving (1976): *Gender Advertisements.* Cambridge.

Goffman, Erving (1977): The Arrangement between the Sexes. In: *Theory and Society*, Jg. 4, S. 301–331.

Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation: Weiblich – männlich?* Opladen.

Hagemann-White, Carol (1985): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In: dies./M. Rerrich (Hrsg.): *FrauenMännerBilder.* Bielefeld, S. 224–235.

Hagemann-White, Carol (1988): Zur Geschichte und zum Selbstverständnis von Frauenforschung. In: H. Rapin (Hrsg.): *Frauenforschung und Hausarbeit.* Frankfurt/M., S. 9–21.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: W. Conze (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas.* Stuttgart, S. 363–393.

Hirschauer, Stefan (1989): Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: *Zeitschrift für Soziologie,* Jg. 18, H. 2, S. 100–118.

Hirschauer, Stefan (1992). Essentialismus und Konstruktivismus. Zur Soziologie des Geschlechtsunterschieds und der Homosexualität. In: *Zeitschrift für Sexualforschung,* Jg. 5, H. 4, S. 331–345.

Hirschauer, Stefan (1993): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel.* Frankfurt/M.

Honegger, Claudia/Heintze, Bettina (1981): *»Listen der Ohnmacht«. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen.* Frankfurt/M.

Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib.* Frankfurt/M.

Kessler, Susan/McKenna, Wendy (1978): *Gender – An Ethnomethodological Approach.* New York.

Laqueur, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben. Zur Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud.* Frankfurt/M.

Lindemann, Gesa (1992): Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts. In: *Zeitschrift für Soziologie,* Jg. 21, H. 5, S. 330–346.

Martin, Emily (1991): The Egg and the Sperm. How Science has Constructed a Romance Based on Stereotypical Male-Female Roles. In: *Signs,* Jg. 16, S. 485–501.

Matthews, Sarah (1982): Rethinking Sociology Through a Feminist Perspective. In: *The American Sociologist,* Jg. 17, S. 29–35.

Newton, Esther (1984): The mythic mannish lesbian. In: *Signs,* Jg. 9, S. 557–575.

Pomata, Gianna (1983): Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie. In: *Feministische Studien,* Jg. 2, S. 113–127.

Smith, Dorothy (1987): *The Everyday World as Problematic. A Feminist Sociology.* Boston.

Thürmer-Rohr, Christina (1984): Der Chor der Opfer ist verstummt. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis,* S. 71–84.

West, Candace/Zimmermann, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender and Society,* Jg. 1, S. 125–151.

Zimmermann, Don H./Pollner, Melvin (1976): Die Alltagswelt als Phänomen. In: Weingarten, E./Sack, F./Schenkein, J. (1976): *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns.* Frankfurt/M.